

Auch außerhalb der Schule behandelte man mich mit Nachsicht. Ich erinnerte mich an viele Szenen, die mir nun alle in einem völlig anderen Licht erschienen. So war es beispielsweise verboten, unten im Hof mit dem Ball zu spielen, und schon ein paarmal hatte ich vom Fenster aus beobachtet, wie Petzold, unser Hausmeister, die Nachbarskinder anschrie, wenn sie es dennoch taten. Als er mich eines Tages mit einem Ball im Hof sah, da lebte ich schon ein gutes Jahr bei Großmutter, kam er zu mir und sagte nur: »Du weißt doch, dass du das eigentlich nicht darfst.« Petzold war schon lange pensioniert, sorgte aber in Großmutter's Haus immer noch für Ordnung, und niemand hatte gerne mehr als nötig mit ihm zu tun. Aber an jenem Tag sprach er, der alle sonst nur anschrie, sobald sie ihm den geringsten Anlass dazu gaben, so unverhältnismäßig freundlich zu mir, als hätte er mich um einen Gefallen gebeten und sei nun auf mein Wohlwollen angewiesen. Mir fielen etliche Situationen ein, die dieser glichen: Anstatt für etwas zur Rechenschaft gezogen zu werden, wurde ich freundlich ermahnt, wenn überhaupt.

Während dieser Englischstunde wurde mir bewusst, dass das, was andere wohl mein Schicksal oder Unglück nannten, der Grund für die Freundlichkeit sein musste, die Nachsicht, die man mir allerorten entgegenbrachte.

Ich ging, ohne jemandem Bescheid zu sagen. Mathe und Sport würde ich nun verpassen, aber das störte mich nicht. Einen Augenblick lang dachte ich wirklich, dass ich gestürzt sein könnte, denn meine Knie zitterten, und ich fühlte mich krank. Überall sah ich Elefanten: Auf dem Schulhof standen sie. Am Kiosk neben der Bushaltestelle, denn dort arbeitete eine Freundin von Großmutter, die mich jedes Mal überschwänglich begrüßte, wenn sie mich entdeckte. Auch im Hof und im Treppenhaus standen sie, sobald ich einem der Nachbarn begegnete.

Zu Hause bekam ich Suppe und legte mich ins Bett. Ich war fest entschlossen, Großmutter auf diesen Elefanten anzusprechen, nur wusste ich nicht, wie, denn ich konnte ja kaum zu ihr gehen und sagen: Mein Vater befindet sich seit zwei Jahren auf Dienstreise, vielleicht sollten wir mal darüber reden, meinst du nicht?

Am nächsten Morgen erwachte ich früh, gegen drei oder vier Uhr. Ich glaubte, etwas gehört zu haben, und lag eine Weile regungslos in meinem Bett, das direkt unter dem Fenster stand.

Dann hörte ich sie reden. Ich wusste, dass sie manchmal im Schlaf sprach. Bis ich vierzehn Jahre alt war, hatte ich regelmäßig bei ihr im Bett geschlafen – ich hatte keine Angst im Dunkeln oder dergleichen, aber so sehr ich es am Tage genoss, für mich zu sein, so sehr sehnte ich mich nachts nach einem Menschen, an den ich mich schmiegen konnte, dessen unmittelbare Anwesenheit mir das Gefühl gab, nicht allein zu sein. Für dieses Bedürfnis nach Nähe hatte ich mich nie geschämt, und insgeheim wusste ich, dass es Großmutter ähnlich ging. Wenn wir nachts keinen Schlaf fanden und es draußen

regnete, stand ich manchmal auf, kippte das Fenster an, und wir hörten dem Regen zu. Diese Momente, in denen wir unter einer Decke lagen und kein Wort sagten, genoss ich wie sonst nichts. Bis heute denke ich zuweilen an den Regen und die Nächte in diesem Zimmer ... Und immer habe ich dann diesen Satz im Ohr, den Großmutter ab und an fallen ließ, ein Satz, den jeder irgendwann mal zu irgendjemandem sagt, aus ihrem Mund jedoch hörte er sich so anders an: »Was würde ich bloß ohne dich machen.«

Wenn Großmutter im Schlaf sprach, dann einzelne Worte oder Silben. Selten ergab etwas einen Sinn. Was ich nun hörte, war aber weit mehr als das: Sie redete, und zwar so laut, wie sie es manchmal machte, wenn Frau Degen aus dem dritten Obergeschoss bei uns war und ihr Hörgerät vergessen hatte. Also stand ich auf und ging durch den dunklen Flur, mich langsam vorwärts tastend, zu ihr.

Das kleine Licht neben ihrem Bett brannte, als ich das Zimmer betrat. Offensichtlich war einer der Tonkrüge von der Kommode gefallen. Sie saß auf der Bettkante, ihre Hände hatte sie zu einer Schale geformt. Darin lagen die Scherben, die sie so bedächtig hielt, als handelte es sich um ein Katzenjunges. Jetzt muss sie verrückt geworden sein – aber kaum hatte ich diesen Gedanken gefasst, ärgerte ich mich darüber.

»Wie konnte das passieren.«

Das wiederholte sie ein paar Mal, mit gleichgültiger und monotoner Stimme. Ihr Blick war gläsern, wie es Schlafwandlern zu eigen ist. Aber sie war wach, zweifelsohne, denn nun sah sie mich an und nannte mich beim Namen. Ich setzte mich neben sie, nahm ihr die Scherben aus den Händen und legte sie auf die Kommode. Dort standen andere Krüge und auch Biergläser, allesamt Urlaubsmitbringsel, über die ich mich jedes Mal geärgert hatte, wenn ich Staub wischen musste. Ich nahm Großmutter's Hand und streichelte sie.

Bis heute habe ich oft an diese Nacht denken müssen, daran, dass mir der Elefant in den Sinn kam und ich der fixen Idee verfiel, ich könnte sie gerade jetzt auf Vaters Verschwinden ansprechen und wir könnten die Sache ein für alle Mal klären. Ich geriet in Aufregung, als stünde eine Klausur unmittelbar bevor, auf die ich mich nicht vorbereitet hatte.

Erst in dem Augenblick, da ich sah, welcher der Krüge zerbrochen war, ließ ich von meinem Vorhaben ab. Auf zwei der Scherben erkannte ich Großmutter's Initialen. Vater hatte diesen Tonkrug im Werkunterricht hergestellt und ihr anschließend geschenkt. Auf der Vorderseite hatte er eine Sonne gemalt, auf der Rückseite ihre Initialen. Als es in einem der Nachbarhäuser gebrannt hatte, zwei Jahre war das her, redeten wir darüber, was wir mitnehmen würden, falls es bei uns einmal brennen sollte und wir fliehen müssten. »Dich packe ich ein«, sagte sie, »mein Strickzeug und den Krug.«

Ich schüttelte die Bettdecke auf und sagte ihr, sie solle ihren durchgeschwitzten Schlafanzug ausziehen und sich einen neuen aus dem Schrank nehmen, und dann

sollten wir zusehen, dass wir noch einmal schlafen. Außerdem wäre es ein Leichtes, diesen Krug wieder zusammenzuflicken. Dann zog sie sich tatsächlich um und legte sich wieder ins Bett.

In dieser Nacht änderte sich unsere Beziehung grundlegend, denn auf einmal war ich derjenige, der Anweisungen gab und wusste, was zu tun ist. Sie hatte nicht gezögert und bereitwillig gemacht, was ich ihr auftrug. Als ich neben ihr lag, war sie ganz ruhig, gleichmäßig ihr Atem, hin und wieder schluchzte sie, aber darauf sagte ich nichts. Gott verdammt noch mal, dachte ich, was hast du nachts auch nur mit diesem Krug zu schaffen. Dann drehte ich mich auf die linke Seite, sodass sich unsere Rücken berührten. Die Wärme ihres Körpers tat mir gut, denn es war kühl in diesem Zimmer, und Großmutter hatte die Winterdecke schon vor Wochen gegen die dünne Sommerdecke ausgetauscht, obwohl es nachts noch regelmäßig Frost gab.

# 4

Kein Mensch ist vor den Momenten sicher, in denen sich alles von Grund auf ändert und das eigene Leben plötzlich in völlig anderen Bahnen verläuft als erhofft. Ich war viele Jahre der festen Meinung gewesen, dass es derlei Momente schon des Öfteren in meinem Leben gegeben hatte: Mutter, die 1986 starb, da war ich fünf, oder Vaters Verschwinden 1994, dann die Müdigkeit und die Schmerzen.

Aber jedes Mal, wenn ich mein Gleichgewicht verloren hatte, fand ich es Wochen oder Monate später wieder, jedenfalls fühlte es sich so an. Allen Verlusten zum Trotz führte ich ein stetes und ruhiges Leben – beendete die Schule, studierte und fand schließlich Arbeit in der städtischen Verwaltung, wo ich auch heute noch bin. Diese Arbeit füllt mich nicht aus, aber von allen Möglichkeiten, die sich auftaten, entsprach sie am ehesten meinem Naturell – ich habe ein eigenes Büro und kann, wenn ich will, stundenlang für mich sein.

Dann entdeckte ich den Brief, und kaum dass ich ihn gelesen hatte, wusste ich, dass *dies* der eine Moment war, der alles änderte, nicht nur meine Zukunft, sondern vor allem meine Vergangenheit beziehungsweise das, was ich dafür gehalten hatte. Alles stand plötzlich unter anderen Vorzeichen, und während ich die zwei dicht beschriebenen Seiten las, fühlte ich, dass ich allmählich die Kontrolle verlor. Katja war zu diesem Zeitpunkt schon schwanger, und ich wagte nicht, ihr davon zu erzählen. Kaum hatte ich den Brief zu Ende gelesen, begann ich von vorn, machte Notizen, markierte einzelne Sätze und schrieb ganze Passagen ab, weil ich mir einbildete, alles auf diese Weise besser verstehen zu können. Als ich irgendwann müde wurde, legte ich mich zu Katja ins Bett, wachte jedoch wenig später wieder auf, ging durch die dunkle Wohnung in die Küche, wo ich den Brief geöffnet hatte, und schaltete das Licht ein, um nachzusehen, ob es ihn wirklich gab.

Der Brief steckte in einem der Bücher, die man mir eines Sonntagnachmittags überreicht hatte. Es war Vaters Geburtstag, und ich hatte beschlossen, an diesem Tag mit niemandem zu reden und die Wohnung nicht zu verlassen. Gegen vier klingelte es

an der Tür. Jemand stellte sich als Bekannter meiner Eltern vor und bat mich nach unten.

»Das tut mir leid«, sagte ich, »da haben Sie sich vertan.« Ich hängte den Hörer der Wechselsprechanlage ein und ging zurück in mein Zimmer. Kurz darauf klingelte es erneut.

»Sie sind doch Johannes Wagner?«

»Ja.«

»Dann sind Sie der, den ich suche.«

Als ich die Haustür öffnete, holte er schon Umzugskisten aus seinem Wagen, die alle mit Büchern vollgestopft waren. Diese Bücher hätten meinen Eltern gehört, sagte er. Seine Stimme war brüchig und haltlos. Woher wollte er wissen, dass ich diese Bücher tatsächlich annehmen würde? Genauso gut hätte ich antworten können, dass mich das nichts mehr angehe, dass ich Frieden geschlossen hätte mit allem, dass ich diese Bücher schlichtweg nicht gebrauchen könne. Aber ich tat nichts dergleichen. Während er Kiste um Kiste aus seinem Wagen holte, beobachtete ich ihn und rührte mich nicht vom Fleck. Als er die fünfte und damit letzte Kiste vor mir auf den Gehweg gestellt hatte, sagte er, mein Vater habe mehrmals darum gebeten, mir die Bücher irgendwann zu überlassen. Vielleicht war es Zufall, dass ich sie exakt zu Vaters Geburtstag bekam. Schließlich gab er mir seine Hand, die so kalt war, dass ich erschrak und darüber vergaß, ihn zu verabschieden. Er stieg in seinen Wagen und fuhr langsam davon. Heute kann ich mich weder an sein Gesicht erinnern noch an seinen Namen oder das Kennzeichen. Das Licht dieses Tages aber habe ich noch klar vor Augen: Die Sonne schien auf die weißen Fassaden der Häuser um mich herum. Egal wohin ich sah, ich hatte immer das Gefühl, direkt in die Sonne zu schauen. Ich trug die Kisten in den Keller, öffnete sie der Reihe nach und nahm ein paar Bücher in die Hand, um sie kurz darauf wieder zurückzulegen. Dann ging ich hinauf in meine Wohnung.

Ich interessierte mich damals nicht besonders für Literatur, jeden mittelmäßigen Film hätte ich einem Buch vorgezogen. Ich bewahrte diese Bücher allein deshalb auf, weil sie meinen Eltern gehörten. Ging es um Literatur, waren sie wahre Enthusiasten. Vater hatte regelmäßig Lesezirkel veranstaltet. Erst in den Räumen der evangelischen Gemeinde in Halle, und als man ihnen das schließlich nicht mehr erlaubte, nutzten sie unseren Garten in Gröbers dafür. Ein- oder zweimal in der Woche fanden sich Freunde meiner Eltern in Gröbers ein. Diese Freunde brachten wiederum ihre Freunde mit. Sie saßen vor der Laube meiner Eltern und lasen sich stundenlang ihre Texte vor. Danach diskutierten sie darüber und betranken sich auf der Wiese zwischen den Apfelbäumen. Die Gäste waren entweder Schriftsteller oder Maler, und die, die es nicht waren, hielten sich zumindest dafür. Das ist, was ich in Erfahrung bringen konnte.